

Information | Satire | Kultur



Die andere Seite der Stadt.

Februar 2004

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 GEKAUFT! Seite 8

 ÜBERLAND Seite 11

 TAGEBUCH Seite 16

 AUTOREN / KONTAKT Seite 19

Mal ehrlich,

liebe Leser, womit kann der Februar schon locken? Die Winterkälte ist noch nicht ganz vorbei die Frühlingssonne noch nicht ganz da; allen ist das morgendliche Aufstehen jetzt eine Qual; jeder Dritte wird vom Fieber geschüttelt; jeder Zehnte ist sich unsicher, wieviele Tage der Februar diesmal haben wird.

Vier fürchterliche Wochen – wären da nicht der Valentinstag, die Berlinale und PotZdam. Gut, an Ihren Liebesangelegenheiten können wir nichts ändern. Aber die Berlinale 2004 wird nicht spurlos an PotZdam vorübergehen: Wöchentlich will unsere Akkreditierte für Sie Eindrücke vom Film- und Star-Festival liefern. Und wem das Lesen der Texte im Februar allein nicht genügt, dem sei unser Gästebuch (zum Schreiben!) empfohlen.

Dieser Monat hat 29 lange Tage...

Die Redaktion

Wist mal ohne Ressel

Der Preis ist heiß!

Von P. Brückner

Du warst die eine Hälfte des literarischen Paradiesvogelgespanns Wist und Ressel. Als ihr vor uns unendlich erscheinender Zeit die Innenstadt verließet, hatten wir Hoffnung, ihr würdet anderswo eurem Literatur-Glücksrittertum nachgehen und wir würden eventuell nie wieder von euch hören.

Als unlängst an altbekannter Stelle der Literaturladen Wist eröffnete, wussten wir, das unsere Hoffnung uns betrogen hatte. Jedenfalls ein gutes Stück, denn es ist nur Wist zurückgekehrt. Wo ist Ressel geblieben? Und wohin hatte sie ihre abenteuerliche Fahrt wohl getrieben? Fragen, auf die wir nur teilweise Antwort erhielten. Was mit Ressel geschah, ob er von wütenden Eisenhüttenstädter Bibliothekarinnen zerrissen wurde oder auf der Frankfurter (Oder) Buchmesse seine große Liebe fand, wir werden es vermutlich nie erfahren.

Jedoch: Dass die beiden eigentlich die große weite Welt sehen wollten, steht für uns fest. Sie müssen viel über Oslo, Klagenfurth und New York gelesen haben und neben einer Geschäftsidee für ein Reisebüro muss zumindest Carsten Wist aufgefallen sein, das all diese Städte etwas haben, das Potsdam fehlt – einen Literatur-Preis. Das ließ ihn nicht mehr los, und sofort nach seiner Rückkehr machte er sich daran dieses Manko zu beheben. Somit beglückte er uns dieses Jahr zum ersten Mal mit dem „kleinen Hei.“

Nicht nur ein eigener Literaturpreis für Potsdam, sondern auch und ganz besonders ein eigener Literaturpreis für Carsten Wist selbst! „Nicht unter dem Slogan `Deutschland sucht den Superautor´ wurde die erste Preisträgerin ausgewählt, sondern ganz nach dem eigenen Gutdünken des Buchhändlers.“ (Vgl. Der Tagesspiegel v. 20.01.04) Wundern mag uns das nicht, richtete sich das literarische Oeuvre, das Wist in seinem Laden feilbietet, doch schon immer nach eben diesem Gutdünken. Das ist auch nicht weiter schlimm, denn „Wist ist in der Literaturszene unserer Tage zu Hause.“ (ebd.) Daran haben wir nie gezweifelt. „Der Name der Schriftstellerin (Katja Oskamp) war mir unbekannt, der Titel nicht sonderlich aufregend, die Gestaltung des Schutzumschlages wirkte ebenfalls nicht gerade ansprechend.“ (dto.)

Recht hat er, der Paradiesvogel, unbekannte Autoren, die Bücher mit langweiligen Titeln schreiben und dann noch nicht einmal dafür Sorgen, dass den Schutzumschlag zumindest nackte Frauen zieren, gehören nicht in den Literaturbetrieb! Und schon gar nicht in Wists Literaturladen.

Dass er aber durchaus nicht dogmatisch ist, bewies Wist, als er dem andauernden Drängen einer Kundin nachgab und Oskamps „Halbschwimmer“ widerwillig zur Hand nahm. „Also legte ich die Vorurteile beiseite (ich kenn nur Benjamin Lebert, doofer Titel, wo sind die nackigen Weiber? sic) und vertiefte mich in das Buch. Und ich kam ins Staunen.“ (TS)

So gewann Katja Oskamp mit „Halbschwimmer“ am 23.01.04 den „kleinen Hei.“

Glückwunsch!

Wie der Name des Preises schon vermuten lässt, ist mit ihm „eine kleine Geldprämie und eine Lesung“ verbunden. Natürlich im Buchparadies Wist. Nicht zu vergessen die Plastik, „diesen Hai, der mit ei geschrieben wird. Ich bin darauf gekommen, weil mein Sohn Heinrich heißt, von seinen Geschwistern (Rotbarsch, Kabeljau und Knurrhahn?) Hei gerufen wird“ (dort).

Wir sind ob des Familiensinns Wists gerührt, finden seine Preisvergabe-Praktiken jedoch zweifelhaft. Wir würden nie jemanden einen Preis zuschanzen, der nicht nackte Weiber auf dem Schutzumschlag hat. Um diesen Missstand zu beenden, werden auch wir ab sofort einen Buchpreis vergeben!

Da ich meinen kleinen Bruder immer „du blöder Vollidiot“ rufe, ist auch schon klar, wie er heißen wird! Wie die dazugehörige Plastik allerdings aussehen soll, ist noch ungeklärt. Vielleicht könnte Carsten Wist da helfen?

© POTZDAM 2004 – P. Brückner

| KULTURKAMPF |

Das Heer der Ringe

Die Globalisierung der Mythen

Von Marco Schicker

Welche Überheblichkeit klingt nicht aus den Randbemerkungen des Feuilletons, die ein elfstündiges Filmepos als kommerziellen Bauernfang für seelisch verarmte Jugendliche brandmarken. Man kann sich über die Tolkien-Verfilmung äußern, wie man will: Deckt man nicht den Mantel des toleranten Schweigens darüber und bescheidet sich stattdessen mit cineastischen Plattitüden, wächst einem fast immer der moralische Zeigefinger aus den Zeilen, den man anderen vorzugsweise abbeißt - ein geistig-moralisches Zensurgebahnen, das das „Heer der Ringe“ schon deshalb vor einer Verurteilung schützt, da es sich auf Geschmacks- und Meinungsfreiheit berufen darf. Wem es nicht gefällt, der braucht es andern nicht zu vermiesen.

Man hat schon so manche Schlacht geschlagen mit den meist älteren Ring-Herrschaften, den Wagnerianern nämlich, und gelernt, dass sie nicht zur Umkehr zu bewegen sind. Es sind Gläubige. So wird es hier auch nicht unternommen werden, das Glück erneut bei den Epigonen der geübten Gemeinde zu versuchen. Im Gegenteil, durch das Hissen der Fahne der Gegenpartei soll auch der Kopfschüttler und der Schwankende sein Regiment finden, die versprengte Schar der klaren Köpfe versammelt werden und Munition erhalten. Ausdrücklich ausgenommen von UNSERER Armee, dem „Heer der Dinge“, sind all jene, die von moralischer Verderblichkeit, negativen pädagogischen Tendenzen oder gar vom christlichen Abendland und Ähnlichem schwafeln. Diese sind durch ihre jahrzehntelange Gleichschalterei, ihre Beamtenphantasie, ihre Philisterhaftigkeit nämlich gerade schuld daran, dass unsere Jugend solch aufgeblasenen Tütensuppen inhaliert wie ein trockener Schwamm. UNSERE Armee hingegen denkt selbst, fragt nach und – zweifelt. Zugegeben: es gibt sie gar nicht, und es kann sie gar nicht geben, weil eine Armee immer die Aufhebung der Individualität, das Beseitigen von persönlicher Freiheit bedeuten würde.

Im übrigen erwartet der Autor ein wenig Nachsicht, wenn er hier kein vollständiges Manifest abzuliefern bereit oder in der Lage war. Die gleiche Nachsicht, die wir auch dem „Heer der Ringe“ angedeihen lassen, tolerant wie wir nun einmal sind.

I.

Der Weltenschöpfer ist ein Witzbold, ein ziemlich sadistischer. Als er das bunte, harmonische Treiben seiner Schöpfungen am siebenten Tage besah, war ihm alles so friedlich und ruhig gelungen, dass ihn langweilte. Also ersann er die Glaubensfähigkeit, schnitzte ein paar grobe Gebote in Steinplatten, versteckte sie in der Wüste und wartete ab,

bis ein reiner Thor darüber stolpern würde. Daraus entwickelten sich mit der Zeit Religionen und Okkultismus, Wagnerismus und Hollywood. Bald gab es die furchtbarsten Gemetzel und der Herrgott hatte seinen Zeitvertreib, ein ewiges Sandkastenspiel mit immer neuen Kulissen und Götzen.

Wann immer es den Menschen zu schlecht oder zu gut geht (also immer), ersinnen sie seitdem die tollsten Geschichten, bilden wackere Haufen und trotten einem Messias hinterher, weil sie bis heute nicht bereit sind sich den Lebenssinn zu erklären und mit ihrer Sterb- und Unzugänglichkeit abzufinden. Für die ungläubig Gebliebenen sandte der Herrgott die Cineasten, die Presse und das Marihuana.

II.

Es ist eine perfide Spitzfindigkeit, ob im Film oder in der Wirklichkeit, den Tod Tausender für eine diffuse Heilsbotschaft Einzelner als eine gerechte Sache auszugeben. Es ist ebenso perfide, den Tod eines Einzelnen für die Sache einer Gruppe zu fordern. Es ist aufrechter, seine Untertanen als ehrliche Räuber sterben zu lassen, die in ihr frevelhaftes Handeln das Risiko selbst mit einschließen können, als sie einem sogenannten Guten zu unterwerfen, das die Uneigennützigkeit in jedem Falle mit dem Tode lohnt. Das Gute ist nur die andere Seite der Medaille, es ist aus gleichem Erz gehauen wie das sogenannte Schlechte. Und die Frage, zu welcher Seite man gehöre, wird zu einer des Standpunkts, denn Methoden, Ziele und Auswirkungen sind bei beiden Polen die gleichen: Gewalt, Macht und Untergang.

Jackson's Arbeit ist schon allein durch ihre Nähe zur derzeit herrschenden Ideologie des „Krieges der Kulturen“ zu verdammen. Demagogie, die zwei Worte miteinander verknüpft, die sich gegenseitig ausschließen. Krieg ist der Tod jeder Kultur, Kultur führt keine Kriege. Den Höhepunkt des fundamentalistischen Größenwahns erreicht der Film, indem er den toten Massen tatsächlich Erlösung anbietet, wenn sie nur den von ihnen geforderten Tribut zahlen. Die eigene Erlösung finden, in dem man die anderen verdammt! Der Einwurf, mit dieser Ausführung überlastete man ein sci-fi-Spektakel maßlos, ist insofern zu widerlegen, als alle uns bekannten Geschichten ähnlicher Art, also Märchen, Sagen, Dramen ja eben den Bruch des Gewohnten vorführen, also die Nutzlosigkeit dieses Denk-Systems. Jackson aber verherrlicht es kritiklos - von der Handlung über die Bildsprache bis hin zur Botschaft.

Es eine Haltungsfrage, ob man in der Darstellung des Bösen als Häßlich, der Unterteilung in Gut und Böse überhaupt, im kriegerischen Niederringen desselben, im glitzernden Kampf der „guten“ Eiferer, in der Diffamierung der Andersartigkeiten, also in cineastischem Rassismus heute noch Nachahmenswertes finden sollte. Nein, all dies hat uns immer wieder genau das Elend geschaffen, das Religionen und Sekten etc. den Nährboden gab, und so gesehen ist Jackson konsequent, indem er eine Weltsicht verbreitet, ohne die ein Film wie der seine mitnichten von so vielen Menschen begeistert aufgenommen würde. Erst macht man das Volk hungern, dann wird es Brosamen als gebratene Tauben erkennen.

III.

Irgendwann nerven Großaufnahmen einfach nur noch. Es ist ebensowenig keine besondere Kunst zwischen blutrünstigen Totalen und schweißstropfenden Großaufnahmen hin und her zu schalten, wie es eine Kunst ist, durch Nichtstun großes Schauspielersein zu behaupten. Die Helden des „Ringes“ halten einfach nur ihre teils berühmten Köpfe in die Kamera. Der Zuschauer wird es nicht merken, denn er kennt diese menschliche Reglosigkeit, dieses Statuenhafte durchaus von seinen Computerspielen und hat sich damit abgefunden.

Das Herüberholen alter Mythen in die Neuzeit funktioniert nur, wenn man sie herüberholt und nicht einfach aufdröselnd und neu zusammensetzt. Autor und Regisseur bewegen sich letztlich auf dem moralischen Erkenntnisstand von vor 3000 Jahren, auch das ist keine würdigungswerte Leistung, sondern nur blendhafte Archaik, Globalisierung der Mythen. Dass sie sich zudem noch hinter die filmästhetischen Fähigkeiten eines Eisenstein oder der Riefenstahl (um nur die besten Reminiszenzen zu nennen) etc. zurückbegeben, sei aufgrund der gewaltigen Größe dieser einstigen Künstlerschaft wirklich verziehen. Warum man allerdings für ein Computerspiel solche Unsummen in Neuseeland verbuddelt hat, sollte sich der Revisor der Filmgesellschaft im Interesse seines Unternehmens einmal genauer ansehen.

IV.

Was besonders stört, sind zwei Punkte am Heer der Ringe: 1. Das fehlende Selbstbewusstsein der Anhängerschaft, ihre devote Haltung gegenüber den pharisäischen Steuerleuten ihrer Phantasien und 2. die grottenschlechte Machart, die peinliche Aufplusterung dünnen Gehaltes, einhergehend mit der Vergewaltigung des Autors und der schamlosen Ausnutzung der (an sich sehr positiven) Naivität der Betrachter.

Da sie (die Herr-der-Ringe-Leutchen), erst, wenn sie erwachsen und Rechtsanwälte oder Ärzte geworden sind, auch zu den Wagnerianern stoßen werden., muss man ihnen sagen, dass nichts an ihrem Gebahren neu ist, so wie auch an dem filmischen Epos nichts neu ist. Die Religiosität ihres Ganges, die Detailversessenheit ihrer Ansprache, der feierliche Ernst bis ins Lächerliche, gar der Pausendialog auf dem Klo, dies alles ist bis ins Detail identisch mit den Bemühungen der meist älteren Wagnerianer im Opernhaus, sich in eine andere Welt zu fliehen, sich zu erheben. Auch dort, und so kommen wir gleich wieder zum Thema, ist die Umsetzung zweitrangig, wenn nur Wagner im Programmheft steht. Kritik und Individualismus war noch immer der größte Feind der Religion. Daher die Regel: erst ist das Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln, dann die frohe Botschaft zu verkünden.

Es ist nicht schlimm zu schwärmen, es ist gut. Es ist nur schlimm, den Leuten seine Phantasie billig zu verkaufen, die nichts anderes sind als eine zynische Geldsekte. Ich meine Hollywood, ich meine die Filmindustrie, ich meine alle dahinter stehenden Geldleute, die Herren der klingenden Münze.

V.

Es ist überhaupt nicht einzusehen, warum man einen Film dreht, dessen angeblich hintergründige Zusammenhänge sich nur erschließen, wenn man die dazugehörige Buchvorlage gelesen hat. Die Verfilmung hat zu adaptieren, zu verfremden, sich zu bescheiden, zu kürzen, hinzu zu erfinden, wegzulassen, umzustellen. Sie darf fast alles, wenn sie verständlich wird. Allen Kinogängern ist ja bekannt, dass ein Film kein Buch ist und also sowohl andere epische Mittel nutzt als auch sinnliche Wirkungen. Über das Libretto, also das Drehbuch brauchen wir nicht sprechen, denn es ist vollkommen stumpfer Unsinn, ohne jeden Verstand, eine Aneinanderreihung von Phrasen, die jedem C-Mantel-Degen-Film entlehnt sein könnten. Alles andere ist ein irrer Mix zwischen Star-Wars und Teletubbies (Sehr wohl! Man betrachte nur das Heim Frodos und seiner Sippe – ist jemand schon einmal auf die Idee gekommen, dass Woody Allen auf der Leinwand erscheinen könnte und sagt: Reingefallen!?).

Filme, die schlecht sind, werden durch den Hinweis auf das Buch, das zu ihnen führte, nicht

besser. „Der Herr der Ringe III“ ist ein einziges künstlerisches und kulturelles Versagen, eine peinliche Unterwerfung unter anglo-amerikanisches Kulturmachtstreben. Und es ist eine Beleidigung für den Autoren der literarischen Vorlage. (D.V. hat sich mittlerweile belesen und war überrascht über die Diskrepanz in Machart und Gehalt.) Es ist überhaupt nichts dagegen einzuwenden einen amerikanischen Film zu mögen. Es ist aber alles dagegen aufzuwenden ihnen zu gestatten, ihre inhumane Weltsicht, die sagenhafte Begründung für nichtendenden Frevel und Mord, verpackt in harmlos scheinende, bunte und beeindruckende Bildchen auszusenden und sich kritiklos davor zu verneigen.

© POTZDAM 2004 – Marco Schicker

| KULTURKAMPF |

Der Herr der Eheringe

Warum Hobbits heiraten

Von P. Brückner

Peter Jackson hat es vollbracht. Mit „Die Rückkehr des Königs“ ist das Filmepos „Der Herr der Ringe“ im Dezember geendet. Man könnte vieles zum Film und zur ganzen Trilogie anmerken. Der Verdacht des latenten Rassismus mag dem einen oder anderen kommen, ebenso wie ein Unbehagen bei blonden Kriegern, die mit dem Schlachtruf „Tod“ in den Krieg ziehen, schwertschwingend, blutverspritzend gesichtslose Feinde niedermetzeln und die – die Guten sind. Fremd mag es dem Kinozuschauer erscheinen oder eben unheimlich bekannt.

Kann ein Kinozuschauer sich mit diesen Helden identifizieren? Und wenn er es kann: Ist er dann nicht ebenso verdächtig?

Da helfen nur die friedfertigen Hobbits und das schon nach „Die Gefährten“ sichere gute Ende weiter. Wie erwartet, vernichtet der Hobbit Frodo den Ring Saurons im Feuer des Schicksalsbergs und die Guten besiegen die Bösen. So, wie ein guter Hollywoodfilm enden muss.

Aber er endet nicht, noch nicht. Bei Tolkien steht am Ende des „Herrn der Ringe“ die Rückkehr der Hobbits in ein zerstörtes Shire (Auenland), das nur durch eine nochmalige Anstrengung der Vier wieder repariert werden kann. Peter Jackson verzichtet darauf, bei ihm stehen Hochzeiten am Schluss. Viele Fans hatten es im Vorfeld des Films befürchtet und es blieb ihnen erspart. Die Hochzeit zwischen König Aragorn und der Elbin Arwen. Das exaltierteste Paar des Films bekommt die läppischste Hochzeit. Keine Zeremonien werden zu ihrer Eheschließung veranstaltet, keine Reden gehalten, keine Ringe getauscht. Ein Kuss und alles ist geregelt. Jackson erliegt am Ende nicht dem Irrglauben, Arwen ginge diese Ehe aus Liebe zu Aragorn ein. Es ist die Vision des Kindes, der Dynastie, die sie in seine Arme treibt.

Es bleibt jedoch nur wenig Zeit sich der Trauer über das Fehlen großer romantischer Gefühle hinzugeben – oder sich erleichtert ob deren Ausbleiben zurückzulehnen. Fast nahtlos schließt sich Sams Hochzeit an. Sam heiratet, ja wen eigentlich? Ja richtig, Rose Cotton (Hüttinger). Man bekommt sie sehr kurz in „Die Gefährten“ zu sehen, und viele mögen über den Verlauf von zwei Jahren sogar vergessen haben, wie Rose eigentlich aussieht, bis sie in einem Hochzeitskleid einen Großteil der Leinwand einnimmt, hochromantisch von Sam geküsst wird und bajuwarisch strahlend ihren Hochzeitsstrauß in die Hobbitmenge wirft.

Warum bekommen Sam und Rose diese Hochzeit, eine, die jene des Königspaares in den Schatten stellt? Noch wichtiger: warum erinnert sich Sam kurz nach Zerstörung des Ringes, den sicheren Tod vor Augen an Rose (mit Bändern im Haar) und bekundet seine Absicht eben diese zu ehelichen? Gedanken an eine Frau, die Sam, glaubt man dem Film, kaum kennen kann, während er sich auf Frodo, mit dem er um so vieles mehr verbunden ist, erst nach dieser Bekundung des Ehemillens emotional einlassen kann.

Warum dies alles? Damit der Kinzuschauer nicht auf dumme Gedanken kommt! Dass Homophobie in modernen homosozialen Männergesellschaften nicht die unwichtigste aller sozialen Konstanten ist, mag eine Binsenweisheit sein. In „Die Rückkehr des Königs“ erlebt man Homophobie in Reinform.

Aragorn hat es nicht nötig seine Heterosexualität zu beweisen, er war nie verdächtig. Es sind die Hobbits, die in ihren frauenlosen, emotional- und affektgeladenen Freundschaften über das Ziel hinausschießen. Es mag als Witz gedacht gewesen sein, Pippin den Brautstrauß fangen zu lassen, aber danach wissen alle im Kino: er wird nicht Merry heiraten sondern, ganz konsequent, eine uns nun wirklich unbekannte Frau.

Das Auffällige daran ist die völlige Abwesenheit jeder Sexualität in Tolkiens Text, die im Film durch eine deutliche Gewichtung der Heterosexualität aufgehoben wird. Mag es Peter Jackson oder New Line Cinema zu verantworten haben: Irgend jemand hat diesen Hobbits ebenso misstraut wie den Zuschauern. Während Sam bei Tolkien nach dem Tod von Rose glücklich Frodo nach Valinor folgt, wird Jacksons Sam für immer im Shire gefangen bleiben. Er und Frodo gingen los um Saurons Ring zu zerstören und Freiheit zu bewahren. Bei Jackson wird Sam nicht frei, sondern gebunden. Gebunden mit einem Ehering an Rose, an die Homophobie und die bürgerliche Familie.

Vielleicht irritieren die Assoziationen, die Rohans Kriegsgeschrei auslöst. Zweifelhafte ist „Die Rückkehr des Königs“ aber da, wo sie ganz „normal“ sein will.

© POTZDAM 2004 – P. Brückner

| GEKAUFT! |

Potsdamer unterschätzt!

Mini-Revolution in der Straßenbahn

Von M. Gänsel

Der Potsdamer an sich gilt ja als verstockt. Wenn er etwas äußert, dann meist in brummigem, ja blaffendem Tone, kurz schnappt der Mund auf, entlässt ein paar Brocken unsauberer Dialekts, um sodann für lange Zeit zu schweigen. Der Blick ist meist gesenkt. Wenn der Potsdamer wen anschaut, und der schaut zurück, wird der Kopf mit einer ruckartigen Bewegung gen Horizont gedreht, nicht ohne das Kinn etwas zu heben: „Denk ja nicht, ich will was! Von dir!“

Umso erstaunlicher eine Beobachtung, die d.V. in den letzten Wochen machen durfte. Noch ist nicht alles verloren, noch schlummert ein Geist in Potsdam, der den Boden bereiten kann für Großes.

Durch häufiges regelmäßiges Straßenbahnfahren gezwungen, dem Volk nicht nur aufs Maul zu schauen, wurde eben jener verblüffter Zeuge eines unter Potsdamern offensichtlich akzeptierten subversiven Aktes!

Wer hätte gedacht, dass die Bewohner der ehemaligen Residenzstadt die Nerven zu non-konformem Verhalten besitzen! Die Gewohnheit und auch das Klischee geböten es vielmehr, angesichts einer auch nur fahrlässig weggeworfenen Bierdeckelecke sofort nach der Polizei zu rufen und dem Wegwerfenden mit Sanktionen aus den 30er Jahren zu drohen. Natürlich wird mal bei Rot über die Straße gegangen oder ein Aschenbecher in der Kneipe geklaut, aber das sind mit soviel Gegacker und Gejauchze einhergehende Samstagabend-Sau-Rauslassungs-Schocker, dass das Erbarmen darüber, dass DAS ein Highlight ist, über die Ehrfurcht vor so staatschädigendem Verhalten siegt.

Was tut er nun in der Straßenbahn, der Potsdamer?

Er steigt erst einmal ein. Setzt sich vorzugsweise hin. Der suchende Blick prüft schon beim Erklimmen der Bahn das Sitzplatzaufkommen und legt, so Konkurrenz im Spiel ist, einen Zahn zu, um als erster seinen Hintern auf dem Polster zu haben. Hinsetzen und katamaran-gleich nach draußen starren, ist eins. Doch siehe: Nach ein paar Stationen erhebt sich der Delinquent, geht schnurstracks, in seiner Hand klimpert es schon, auf den Fahrkartenautomaten zu und löst – KURZSTRECKE!

Die kostet einen Euro, der reguläre Fahrschein beginnt bei zwei vierzig. Schnäppchen, Schlaufkauf. Ordentlich was gespart. Und den Potsdamer Verkehrsbetrieben ordentlich geschadet, denn glauben Sie: Das passiert täglich! Mehrere Male! Aber das ist auch schon alles, was passiert:

Die stoische Gelassenheit, mit der sich danach wieder hingesezt wird, ist schade: Eigentlich müsste sich nun, da das mitunter ja mehrere Stationen anhaltende Schwarzfahrerelend vorbei ist und die schweißtreibende Angst vor Entdeckung der Vergangenheit angehört, eine Erleichterung Bahn schlagen, eine Freude zu beobachten sein – vielleicht schlägt man dem Nachbarn gar kumpelhaft auf die Schulter und erzählt von seinem Coup! Annäherung, ein bisschen soziale Hygiene, gar menschliches Erwärmen wäre möglich!

Fehlanzeige. Der Potsdamer, und da ist er wieder ganz in seinem Element, stapft zurück zum Platze, hockt sich hin und starrt. Aus dem Fenster.

© POTZDAM 2004 – M. Gänsel

| GEKAUFT! |

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehl

Persil!

Du hast uns, seit wir uns des Werbefernsehens erinnern können, immer mit sauberer, familientauglicher Reklame beglückt. Strahlend reine Hausfrauen ließen unsere Tischdecken immer schmutzdelig aussehen, auch wenn sie gerade erst aus der Waschmaschine gekommen waren und noch nicht über und über mit Jacobs Krönung und Miracoli bekleckert waren. Du warst unser Vorbild in Sachen parentiefe Reinheit. Mit der Muttermilch haben wir diese Gewissheit eingesogen und über erste Waschübungen in der Puppenstube (natürlich mit Persil), dem 10 kg Vollwaschmittel Paket unterm Waschbecken im Studentenwohnheim (geht auch für Handwäsche) bis hin zum ersten Hausstand mit eigener Waschmaschine sind wir dir seit jeher treu.

Gut, wir haben es mal mit einem Billigwaschmittel versucht; aber Persil bleibt eben Persil. Wir hätten wahrscheinlich bis ins hohe Alter mit dir gewaschen, aber leider bist du, Persil, plötzlich so schmutzig!

Sitzen da in deiner aktuellen Fernsehreklame zwei rüstige Senioren auf einer Bank und schlecken ein sichtlich leckeres Eis. Da kommen händchenhaltend zwei Teenager daher, plötzlich fällt Opi wie ein Berserker über Omi her und beschmaddert sie von oben bis unten – mit Himbeereis. Und als reichte das noch nicht, scheint das Omi immer mal wieder zu passieren. Schelmisch kommentiert sie aus dem Off „Manchmal kommt bei meinen Mann noch der Casanova durch. Das gibt dann Flecken, die ganz tief gehen.“

Aha, Persil...

Warum eigentlich? Weil Opi, ein bisschen verwirrt vielleicht nicht mehr trifft? Oder weil die beiden beim Vorspiel nicht aufpassen und immer alles daneben geht? Jedenfalls getreu dem Rocky Horror Show Motto: "I thought there`s no use getting, into heavy petting, it only leads to trouble and seat wetting" findet Omi die Flecken doof und freut sich, dass sie diese (und wer weiß, was noch) mit Persil wieder rauskriegt. Will uns Persil jedenfalls einreden.

Propagandieren sie damit vielleicht strahlend sauberen Sex? Erscheint der Playboy demnächst im Hause Henkel? Oder wollte da nur jemand schenkelklopfend mal so richtig schmutzig sein... Jedenfalls: Gegen tiefgehende Flecken haben wir was besseres. Kondome schützen – gib Flecken keine Chance!

© POTZDAM 2004

| GEKAUFT! |

Der RBB Berlin...

...macht's bildgewaltig

Von P. Brückner

Scheinbar, liebes RBB-Fernsehen Berlin, hast du dir vorgenommen, dein miefig-langweiliges Image, das du als SFB jahrzehntelang erarbeitet hast, nach der Fusion mit dem ORB einfach so über Bord zu kippen. Anspruchsvolle Kultur auch im Nischenbereich der nicht mehr messbaren Einschaltquote willst du jetzt auf den Bildschirm schicken – und, wir dürfen es bescheinigen, das machst du wunderbar.

Unsere allerliebste Lieblingssendung, mit der du uns bisher Freudentränen in die Augen triebst, ist und bleibt aber „Unterschenkel mit Badelatschen – eine moderne Installation.“ Wir waren begeistert, als du am 6. Januar diesen Jahres in der Zeit zwischen zwanzig und vierundzwanzig Uhr das Unterhaltungsfernsehen mal den Privatsendern überließest und der Fernsehnation, gänzlich werbefrei, ein Standbild mit hübsch kariert besockten, aber sonst gänzlich unverhüllten Unterschenkeln präsentierst.

Dass es sich nicht um einen peinlichen Senderausfall handelte, konnte der gebildete Zuschauer schon durch das geschickte Arrangement der Waden erkennen. Weibliche Schenkel oder männliche? Wer vermochte es zu sagen... Eben eine gekonnte Metapher für das ewige Suchen der Menschheit, nach Identität, dem ewig Weiblichen und männlichem Ödipuskomplex, aber auch ein Sinnbild für die sich langsam auflösenden Geschlechteridentitäten und das Hineingeworfensein des Menschen in eine Welt, die er nicht mehr zu überblicken vermag. Dass nur ein Schenkel zu deiner Installation gehörte, deuteten wir als Seufzer über die voranschreitende Vereinzelung des Menschen und die zivilisationskritische Klage darüber, etwas, das auch Oswald Spengler begeistert hätte.

Doch auch für den philosophisch vielleicht etwas indisponierten Zuschauer bot das grandiose Kunstwerk des RBB-Berlin viel Stoff zum Nachdenken – denn dass der Badelatschen nichts mehr nützt, wenn uns bei Arbeitsmarkt-, Renten- und Gesundheitsreform das Wasser bis an die Kniekehlen reicht, vergessen wir doch leider all zu oft...

Nach 30 Minuten glaubten wir, alle Ebenen deines wahrlich großen Kunstwerks entschlüsselt zu haben und schalteten zu VOX, um gedankenlos Ally McBeal zu konsumieren – jedoch, etwas ließ uns nicht los, wir mussten erneut den RBB-Berlin einschalten und richtig: Den scheinbar kryptischen Text „25.12.2003 bis 08.01.2004.“ hatten wir ob des gewaltigen Sinneseindrucks beim ersten Betrachten übersehen!

Da keinerlei Hinweis auf Art oder Ort einer Ausstellung gegeben wurde, lag in dem scheinbaren Datum sicherlich eine tiefere Botschaft versteckt. Und richtig: Der 25.12. ist der Tag, an dem bekanntlich der Großteil der westlichen Welt (sicherlich entstammt der/ die KünstlerIn dem englischsprachigen Raum) in einer schieren Verschwendungssorgie Weihnachten feiert, ohne Rücksicht auf Hunger, Elend und Unterdrückung in der restlichen Welt zu nehmen. Ganz klar, soziale Anklage, doch ließ uns das Kunstwerk des RBB damit nicht allein, sondern zeigte uns einen Ausweg aus dieser Misere, denn dass der 08.01. genau eine Woche vor dem Geburtstag Martin Luther Kings liegt, hat eine elementare, aufrüttelnde Botschaft. Im alten Jahr ward ihr so wie der 25. Dezember, nun bemüht euch im Jahr 2004 den Idealen, für die Martin Luther King steht, nachzueifern!

Das ist positive Kunst!

Angefeuert davon erkannten wir nun auch in den Karos der Socken geheime indische Mantras, die dem Leid der zur Kinderarbeit gezwungen Jungen und Mädchen ein kleines, nichtsdestotrotz kraftvolles Denkmal setzten.

Sicher hätten wir noch unzählige Bedeutungsebenen mehr erschlossen, leider hatte jedoch der RBB-Berlin seine Installation auf nur vier Stunden begrenzt. Gegen Mitternacht beendete die Abendschau unser Schwelgen in den Weiten dieses grandiosen Kunstwerks. Davon wollen wir mehr! Wir freuen uns schon auf die Fortsetzung, die, wie wir gehört haben, „Eingerissenes Nagelbett mit Ehering“ heißen soll.

Wir werden jedenfalls wieder einschalten.

© POTZDAM 2004 – P. Brückner

| ÜBERLAND |

Klappe 2004 die 1.

Berlinale

Von Astrid Mathis

Berlinale liegt in der Luft. Seitdem rot-gelbe Werbe-Banner die Stadt zieren, weiß das jeder. In den Kinos rufen Berlinale-Programme den Kinogängern „Nimm mich mit“ zu. Für die meisten Leute gehen die Internationalen Filmfestspiele erst am 1. Festivaltag los, d.h. am 5. Februar, für die Akkreditierten jedoch spätestens an dem Tag, an dem sie im Hyatt Hotel am Potsdamer Platz ihre Presseausweise erhalten. Wer nicht zu den Ersten in der Schlange gehört, ist erfahrungsgemäß gut beraten, wenn er sich eine besonders dicke Tageszeitung oder ein Buch mitbringt. Nach langem Warten kommt dann die Belohnung – Presseausweis, das ausführliche Offizielle Berlinale-Programm, eine Tasche, in die man alles hineinstecken

kann, was ein Journalist zum Leben braucht.

Einen schwarzen Rucksack und die rot blitzende Premiere-World-Tasche habe ich noch, aber im letzten Jahr hatte ich Pech und blickte neidvoll auf die schicken schwarz gelackten Geschenke.

Dafür schaffte ich es erstmals zu den Voraufführungen! In der Woche vom 19. bis 23. Januar konnten Akkreditierte, ganz presseausweisfrei, in die untere Etage des Cinemaxx am Potsdamer Platz spazieren und sowohl das Panorama-Programm als auch die Filme der „Perspektive Deutsches Kino“ sehen. Ein ungewohntes Tempo herrschte auf dem Gang, noch ungewohnter war der Anblick von Kaffeekannen, Milch und Zucker, welche in Berlinale-Zeiten sonst unbekannte Gemütlichkeit durchblicken ließen. Fast unheimlich die Stille, in der sich die Journalisten auf dem Gang bewegten und ihre Meinungen austauschten.

Der Ansturm auf die Voraufführungen hielt sich also in Grenzen. Schließlich übt das Ansehen der Filme in ausgefüllten Kinos ab Berlinale-Start einen größeren Reiz auf die schreibende Zunft aus. Kommentare der Kollegen und Erklärungen der Regisseure und Darsteller würzen den jeweiligen Film, das heißt, die Filmkritik. Und: In „richtiger“ Berlinale-Stimmung schreibt es sich einfach besser.

Fakt ist, dass einem nach ein paar Tagen Berlinale das Sitzfleisch fehlt, wenn ein Film nicht gleich gefällt. Man kann einfach gehen. „Unterwegs“ mit Florian Panzner ist so ein Film. Den sah ich mir von Anfang bis Ende in der „Perspektive Deutsches Kino“ an, aber nur, weil im Nachbarsaal kein Besserer lief. Man hatte noch Geduld. Geduld mit Benni und Sandra, die mit Sandras Tochter Jule von einem Urlaubsort zum anderen ziehen, weil Marco, anfangs ein Fremder für sie, sie dafür begeistert „unterwegs“ zu sein. Zuerst schließt Benni so etwas wie Freundschaft mit ihm, derweil Sandra distanziert bleibt. Dann sind sie auf einem Level, haben allesamt Spaß miteinander. Bis zum Bruch. Sandra und Marco verbindet – zumindest Lust auf Sex. Benni lässt sie auf einem Rastplatz zurück, und gemeinsam mit Jule reist sie weiter.

Hm. –

Ich freue mich auf Nicole Kidman, Jack Nicolsen, Ethan Hawke, französische, spanische, norwegische, alte, neue, Kinder- und Dokumentarfilme, interessante deutsche Filme (hoffentlich „Die Liebe in Gedanken“), kurz: Filme, Filme, Filme.

Und eine neu schicke Tasche für Berlinale-Utensilien.

© POTSDAM 2004 – Astrid Mathis

| ÜBERLAND |

Schraube linksrum

Brittens Oper „*The turn of the screw*“ windet sich am Erkel Theater

Von Marco Schicker

„Alberich“ und „Falstaff“, die Opernleitung, konnten sich bei der – durch an Sabotage grenzende Interessenlosigkeit eines Teils des Ensembles – fast zu Fall gebrachten Giovanni-Inszenierung gerade wieder darin bestätigt sehen, dass die jungen Leute einfach noch nicht reif sind fürs klassische Fach und sie selbst daher keineswegs entbehrlich. Man weist den jungen Talenten lieber die Moderne zu, das Spezialprogramm.

Balázs Kovalik inszeniert Britten's Psychodrama „Die Drehung der Schraube“ (Premiere 3. Februar, Erkel Theater, Budapest), auch bekannt als „Die sündigen Engel“ oder „Die Besessenen“, um Kindheitstraumata und verzwickte, subjektive Fragestellungen des missbrauchten Sexus und der Selbstspiegelung. Ein Nachzügler des Psychodramas der Jahrhundertwende, das mit R. Strauß, Schönberg, Zemlinsky und Bartók seine Höhepunkte feierte. Britanniens Bartók Britten thematisiert in seiner Kammeroper unterdrückte Homosexualität, eine Schraube mit Linksgewinde sozusagen, und damit ein Thema, was im pruden bis chauvinistischen Budapest längst und laut aufs Trapez gehörte. Doch der an sich mutige Regiestil lässt durch seine avantgardistischen Doppelbödigkeiten genug im Ungewissen, als dass sich jemand angesprochen fühlen muss. Die Zuschauer sitzen auf der Bühne vor einem mit Statuen bestückten Bassin, alles ist in unschuldiges, doch zunehmend grausamer werdendes Weiß gehüllt und multimedial sehr geschickt unterstützt. Die Sängerin Eszter Wierdl muss sich wieder einmal ausziehen, mit Verlaub, sie darf. Das Bühnenbild ist ebenso sorgfältig geformt, doch bleibt alles schwebend transparent im Nebel der Interpretationsfreiheit gefangen. Man windet sich zwar, erschraubt aber letztlich eine respektable Werkstattarbeit.

Aus musikästhetischer Sicht vielleicht, aus der des Zuschauers bestimmt, ist es schwer verzeihlich, warum die Komposition der Moderne wie der Postmoderne, wenn sie Ernsthaftigkeit anstrebt, zugleich auch meist kryptisch werden muss, warum Gewaltiges auch gewalttätig komponiert sein musste. Sie kann ja machen was sie will! Ja, der Zuschauer auch, und er ging.

Britten ist eines der letzten Opfer eigenen Strebens, der dem Zeitgeist geschuldeten Umkehr musikdramatischer Wirkungsweisen, dem man aber das Aufrechte nicht absprechen kann. Schon zu seiner Zeit war neben ihm fast nur noch Geschwätzigkeit. Die Oper verkümmerte von der einstigen Königin der Künste zur Spezialdisziplin der unter dem Deckmantel der Förderung agierenden subtilsten Variante der geistigen Zensur: dem öffentlich finanzierten Kompositionsauftrag.

So sehr uns Britten in „Billy Budd“ begeistert, uns sein War-Requiem erschüttert, so sehr bleibt die „Drehung der Schraube“ ein Stück für psychophile Heimwerker mit Hang zum inzestuösen Spiritismus und die Musik ein insulanisches Noisemaking auf hohem Niveau. Was immer uns Regisseur Kovalik letztlich damit sagen wollte oder ob er, ganz wie der Komponist, nur mit sich selber sprach: Über die Entscheidung dieses Werk zu inszenieren, kann man angesichts der Mittelmäßigkeit des klassischen Hauptrepertoires am Opernhause nur verwundert den Kopf schütteln – und sich mehr davon wünschen.

© POTZDAM 2004 – Marco Schicker

| ÜBERLAND |

Gute Nacht, Ferien!

Urlaub im Nachtreisezug der DB

Von P. Brückner

Will man in die Ferien, muss man erst einmal hinkommen. Auto, Flieger, Schiff oder Zug, all dies sind zu überdenkende Alternativen, wenn es um eine Reise geht. Will man vielleicht ins europäische Ausland, kann der Zug eine echte Alternative sein. „Mehr als 2.000 Verbindungen führen direkt in die beliebtesten Ferenziele Europas.“ (Werbeanzeige der DB) Das wäre wunderbar, wenn man sie auch jederzeit buchen könnte.

Will man jedoch über den Jahreswechsel etwa nach London und hat diesen Entschluss schon im Juli gefasst, bleibt einem ab da nur übrig, jede Woche mindestens einmal am Fahrkartenschalter anzufragen, ob die Zugtickets schon erhältlich wären. So um den 15. Dezember herum wird man dann erfahren, dass es nun möglich sei, Fahrkarten zu erstehen – jedenfalls theoretisch. Praktisch ist der ins Auge gefasste Zug schon überbucht. Dafür kann man die Bahn jedoch nicht unbedingt verantwortlich machen, denn England ist weit entfernt, Nachrichtenübermittlung somit schwierig und überdies scheint die britische Bahn ihre Fahrpläne als geheime Verschlussache zu behandeln. Das ist auch das offizielle Statement der Bahn: An allen ist nur der Tommy schuld!

Hat man jetzt nicht das Glück auf eine der wenigen kundenorientierten Servicemitarbeiter der Bahn zu treffen, kann man gleich bei Air Berlin oder British Airways anrufen und versuchen wenigstens noch einen Flug zu erhaschen. Mit den Fahrkarten (selbstständig und umsichtig gebucht von einer durch die wöchentlichen Besuche im letzten halben Jahr sehr vertrauten Bahn-Mitarbeiterin), mit den Fahrkarten beginnt das eigentliche Abenteuer. Mit wem wird man ein Abteil teilen, wie werden die Bahnhöfe heißen, auf denen man mitten in der Nacht hält, werden die Sitze im Speisewagen aus blauem oder roten Samt sein? Gespannte Erwartung und ein Hauch von Orient Express machen die Urlaubsvorfreude perfekt. Außerdem kommt man „ausgeschlafen in und aus den Ferien. So eine Reise im Nachtzug ist ideal für eine Familie mit kleinen Kindern.“ (Werbeanzeige DB) Vielleicht hat man ja keinen Nachwuchs, aber was für Kinder recht ist, kann bekanntlich für Erwachsene nur billig sein.

Leider irrt sich der Kinderlose hier und das wird ihm spätestens bewusst, wenn er seine Abteiltür öffnet und ihm ein Brodem entgegenschlägt, der alles Mögliche enthält, nur keinen atembaren Sauerstoff. Überall sind Menschen und Koffer. Vier Erwachsene und ebenso viele Kinder drängen sich in dem Abteil, das eigentlich für sechs Menschen konzipiert wurde.

Nach 10minütigem Starren auf die Fahrkarte und die aufgedruckten fest reservierten Plätze ist es Gewissheit – man ist im richtigen Wagen und steht exakt vor dem gebuchten Abteil. Der Haken dabei: Da Kinder der Deutschen Bahn gerade in Nachtzügen so wichtig sind, fahren sie bis zum 6. Lebensjahr kostenlos, damit aber auch gänzlich unregistriert. Es hat alles seine Richtigkeit im Zug. Nur das Abteil ist voll.

Kein Problem, denkt man vielleicht. Man braucht ja nur zwei andere Sitzplätze. Damit beginnt ein „Vergnügen, das selbst die Hin- und Rückreise zu einem unvergesslichen Erlebnis macht.“ (Werbeanzeige DB)

Denn die Zugbegleiterin ist verständnisvoll und begibt sich sofort auf die Suche nach einem Abteil mit Platz, der den erhofften Raum für Bahnromantik und Schlafheischende bietet. Leider ist sie jedoch für den falschen Teil des Zuges verantwortlich. In Dortmund wird der Zug nämlich auseinander gekoppelt und auf getrennten Wegen weiter in die Welt hinausfahren, und natürlich will man gerade dort, wohin das Stück der netten Begleiterin fährt, nicht hin. Doch auch die richtige Hälfte wird ja einen Schaffner haben. Hat sie auch, er könnte Herr Thiersching heißen. Das allein wird nicht helfen.

Man könne sich doch auf den Platz, den man reserviert habe setzen, er könne aber auch gerne das Dach aufschließen auf das man dort Platz nähme, denn er habe keinen. Sitzt da, trinkt seinen Kaffee und starrt böse auf den Störfaktor Fahrgast. Der Zug sei eben zu voll. Das liege an der Deutschen Bahn, er könne dagegen nichts machen! Kaffee schlürfen, anstieren.

Den Einwand, den man nun bringt, er, der Schaffner, repräsentiere gerade die Deutsche Bahn, pariert er mit der zynische Bemerkung, ob man denn wolle, dass er nun die Kinder auf den kalten Gang werfe. Natürlich will man das nicht, denn schließlich „findet der Nachwuchs hier Freiraum, den er im Auto vermisst.“ (Werbeanzeige DB) Doch ebenso wenig will man die nächsten 10 Stunden selbst auf besagtem, fast frostig zu nennenden Gang herumstehen. Immerhin ist es Dezember. Auto wäre jetzt hervorragend und man könnte sogar sitzen.

Er werde jedenfalls nichts unternehmen und so einem dies gegen den Strich sei, könne man sich ja bei der Bahn beschweren, er habe mit dem ganzen Laden hier eigentlich, die Bahneruniform mal abgesehen, nichts am Hut bzw. an der Mütze.

Dem „unvergesslichen Erlebnis“ (Werbeanzeige DB) kann man nun nicht mehr entgehen. Offen ist noch, ob es sich als schwerer grippaler Infekt, lokale Erfrierungen 2. bis 3. Grades oder nur als schwere Entzündung der Hämorrhiden im Gedächtnis halten wird. Dem Gang ist nicht zu entkommen, denn natürlich ist der Speisewagen völlig überfüllt und auch noch im falschen Teil des Zuges. Man verflucht die Phobie, die vielleicht von der Benutzung des Flugzeuges abhielt. Dort würde man wenigstens schnell sterben und nicht seine Beine dabei beobachten können, wie sie langsam immer gefühlloser werden, bis der Drang sich auf den eisigen Boden zu setzen übermächtig wird, obwohl man weiß, dass dies nur mit einer Lungenentzündung enden kann.

„Die meiste Zeit werden sie sowieso verschlafen und noch lange von dieser Traumreise schwärmen.“ (Werbeanzeige DB) Ist es noch Schlaf oder schon Koma, in dem man sich befindet? Seltsame Träume geistern quälend durch den schon leicht fiebergeschüttelten Körper - da steht eben dieser Schaffner vor einem und verlangt die Fahrkarte zu sehen. Diese jedoch steckt in der Tasche des armen Mitreisenden, der sich gerade auf gemacht hat, sich durch den Zug zu schleppen, um vielleicht wenigstens eine Woldecke zu erbetteln, gegen die grimmige Kälte und für den Schlaf.

Ob man den nicht wisse, dass man nur mit einer Fahrkarte diesen Zug benutzen dürfe. Natürlich weiß man dies, doch ebenso weiß man, dass jener Schaffner die Schuld an der eigenen Verdammnis trägt und dies sehr genau wissen muss. Trotz allem nimmt man die letzten Kraftreserven in Anspruch und erklärt sein unwürdiges, aber doch berechtigtes Dasein in diesem Nachtzug der Deutschen Bahn.

Ohne Fahrkarte dürfe man sich nicht in diesem Zug aufhalten. Dass die Bahn Tickets für zwei Personen nur auf eine Fahrkarte drucke, sei ein Problem der Bahn und nicht seines.

Jetzt ist die Lage aussichtslos.

Nichts kann noch retten - es sei denn ein Wunder. Aus dem Bauch entwickelt sich ein Kribbeln. Man öffnet den Mund und staunt über sich selbst. Es ist Hass, der jetzt spricht und er ist laut. Sehr laut. Man kann sich später an den genauen Wortlaut nicht erinnern, doch der Schaffner, nun von Angst getrieben, zückt einen Schlüssel und öffnet – ein gänzlich leeres Dienstabteil, um dann hastig und mit flackernden Augenlidern zu flüchten. Später wird er dann in Begleitung zweier Sicherheitsbediensteter die Fahrkarten kontrollieren.

Man selbst ist der Urlaubsunfähigkeit glücklich entronnen. Weitere Informationen über das „familienfreundliche Nachtzugabteil“ braucht man weder telefonisch noch sonst jemals wieder.

HALLO TAXI!

Nächtliche Besinnungsfahrt

Von Mathias Deinert

Es ist bitterkalt. Ein Mensch rennt. Eine Tür wird aufgerissen. „Guten Abend, bringen Sie mich bitte schnellstmöglich zum Bahnhof Drewitz!“ Drinnen im Fahrzeug schaut ein Augenpaar über eine Lesebrille zum Störenfried. Eine Zeitung raschelt. Licht verlischt. „Auftrach wird ausgeführt.“ Es zündet der Motor, der Gehetzte nimmt Platz. Ein Gang wird eingelegt. Ein Gurt rastet ein. Es startet der Wagen.

„Du hast grad 'n Bus verpasst, wa?“ O Kunst des zwanglos erzwungenen Gesprächseinstiegs! Fragende Blicke wechseln. „Ich? Nein.“ Auch der zweite Versuch: „Kommst grad spät von Arbeit, hmm?“ scheidet an einem „Nein.“ Der Fahrer überlegt. „Du musst dringend jetzt 'n Zuch erreichen?“ Kopfschütteln „mh mh!“ von der rechten Seite.

Wieder ist Ruhe im Wagen. Nur die Gespräche der Einsatzzentrale knacksen im Funkgerät. Zum vierten Frageversuch ist gerade ausgeholt, da bricht der Widerstand des Fahrgasts: „Ich komme grad von einem Geburtstag.“ Der Fahrer lächelt genüsslich: „Ah.“ Und dann: „Vastehe.“ Der Blinker wird gesetzt, ein Student ohne Fahrradlicht überholt, einem Kollegen gewinkt. „Ick arbeite ja immer nachts.“ Wieder ist Ruhe im Wagen. Wieder ist's am Fahrgast, etwas zu antworten. „Immer?“ Kopfnicken: „Immer nur.“ Verblüffte Blicke: „Warum denn nur nachts?“

Nun ist das Profilier-Triebwerk am Laufen: „Naja, weißte, nachts is' ruhiger. Außerdem bin ick's jewöhnt. Hab vorher inner Bar gearbeitet. Aber ick arbeite auch an meinem Jeburststach...“ Fahrgast unterbricht: „Wie alt sind Sie?“ Fahrer: „Fümm-dreißig geworden. Verheiratet.“

„Und dann schieben Sie nur nachts Schicht?“ Fahrer grinst: „Nachts – und ooch immer an Jeburststach, Weihnacht'n und Silvesta!“ An einer Kreuzung wird gehalten, gewartet, zum Fahrgast geschaut. „Da kann man dann zum Beispiel besoffene Weiber fahr'n.“ Von rechts kommen hingegen fragende Blicke und der Satz: „Was hat man davon!“ Von links die Wahrheit: „Nüsch... kuck'n.“ Von rechts der Einwand: „Nie nachts zuhause sein, und dafür bloß kucken wollen!?“ Von links: Stille.

In die Seitenstraße wird gebogen.

Immer noch Stille.

Der Fahrer schaut umher: „Zu welchem Eingang jetze?“

„Gleich hier.“ Der Wagen hält. Der Fahrer schmunzelt wieder. „Naja, wenn die so besoffen kichern und sich so hinten in Position setzen oder einschlafen...!“ Der Fahrgast kramt nach einem Geldschein. „Und noch nie was daraus passiert?“ Der Fahrer nimmt ihn entgegen. „Nüsch... nur kuck'n.“ Rechts öffnet die Tür. Kalte Luft strömt in den überheizten Wagen. „Na dann, eine schöne Schicht Ihnen noch.“ Fahrer grinst: „Danke, aba nich ville los heute. Tschüss.“ Tür knallt zu. Die Einsatzzentrale knackst wieder im Funkgerät. Aber der Fahrer nimmt sein Händi. Nur EINE Nummer ist auf dem Favoritenspeicherplatz. „Schnecke? Biste noch wach? Ich komm noch mal kurz nach Hause... Wieso is das auf einmal 'n Ding? Nee, hab eigentlich noch Dienst. Warteste? Hehe... Okeh, bis gleich...!“ Es startet der Wagen.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

Herr Nothnagel!

(Muss ma raus)

Von M. Gänzel

Nicht, dass wir Sie nicht mochten (Möchten? Mögen mochten?) – mit großem Interesse beobachten wir ihr Schaffen seit den frühen 90ern, als Sie uns mit der legendären „Höhnenden Wochenschau“ übern Weg und in den Sinn liefen – zu den Highlights Ihres literarischen Werks zählen zweifelsohne die herrlich sportverachtenden „Lieblingssportarten“, immer wieder gern gelesen! Nun hat Sie das Schicksal hier und dorthin ver-, Sie scheinen sich mehr recht als schlecht durchzuschlagen: Auf Ihrer Seite www.klaus-nothnagel.de kann man dies und noch mehr nachlesen. Weil Sie ne Menge Leute kennen, haben Sie u.a. einen kleinen Job bei Radio Eins. Jeden Sonntag trudeln Sie plötzlich und scheinbar ohne Motivation in die Sendung Stiltrieb hinein und labern bissel. Ein paar Sätze zum die Sendung jeweils dominierenden Thema, ein paar zur Lage der Nation. So weit so gut. Was Sie aber bei JEDEM dieser höchstens 3-minütigen Auftritte NIEMALS, nicht EINMAL, ja ums Verrecken nicht versäumen, ist die Erwähnung eines Umstandes, der uns ja nun nicht die Bohne interessiert:

Sie erwähnen, dass Sie verheiratet sind. Kein noch so fernes Thema kann Sie daran hindern, den Schlenker zu Ihrem offensichtlich geradezu verheerenden Privatglück zu machen. Als es um Namen ging (das war nun eine Steilvorlage), salbaderten Sie, dass ja Sie und Ihre Frau auch bei der Heirat die Namen beibehalten hätten, das wäre ja auch besser, weil Ihre Frau ja Schauspielerin usw. – Sie dagegen hätten zwar gern „Marx“ geheißen... Als Sie Schreinemakers' Comeback rezensierten, war die Aufgabe schon schwerer. Dennoch gelangten Sie über das Thema Weinerlichkeit, Gefühlzeigen usw. scheinbar zwingend zu den Sätzen „Ich bin ja nicht schwul oder was ich meine ich bin verheiratet ich meine meine Frau [usw.usf.]“ – irgendwie ging's auch noch um Alte und Schwache, aber das haben wir vergessen.

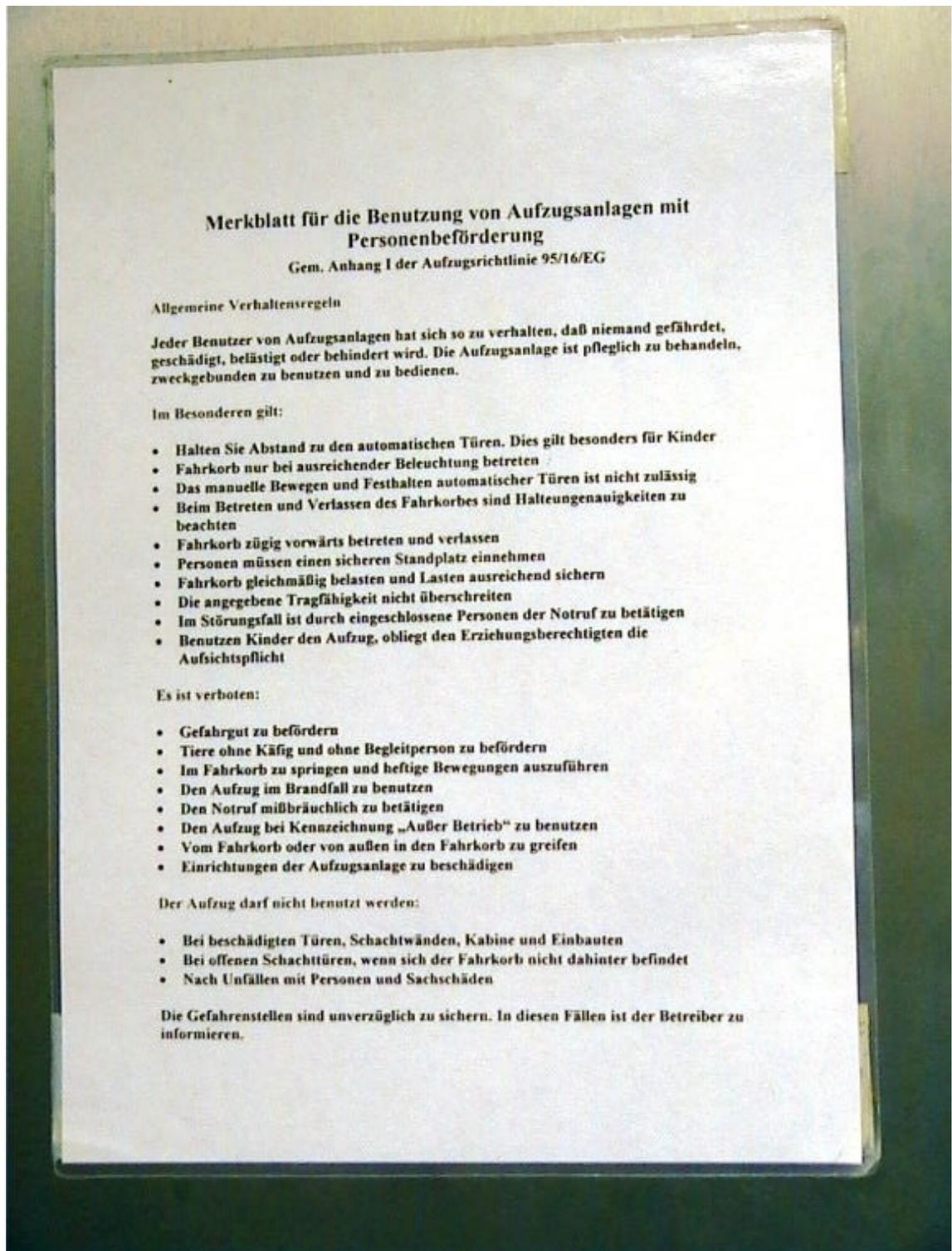
Es KÖNNTE natürlich sein, dass Sie ne Wette mit Ihrer Frau laufen haben: „Ich erwähn dich jedes Mal, wetten?“ Das wäre albern, aber ok – für Ihr häusliches Glück wollten wir das auch weiterhin ertragen. Wenn das aber, und so kommt es leider an, Herr Nothnagel, so ungefiltert am Sonntagnachmittag, ein wöchentliches Eiergeschaukel à la „Yippieh, ich hab eine!“ ist, dem Sie mangels Bescheidenheit keinen Einhalt gebieten können, der sich freudentaumelnd immer wieder aufs Neue Bahn bricht – dann, lieber Herr Nothnagel: Kriegen Sie sich doch bitte wieder ein. Seit 1992 verheiratet, da dürfte doch nun langsam so etwas wie Gewissheit an die Großhirnrindentür klopfen. Denn, wie Sie auf ihrer Seite so schön sagen: „Privatleben: ist privat.“ Sic!

© POTZDAM 2004 – M. Gänzel

Ein Aufzug wie jeder andere...

... eine Vorschrift wie keine zweite

Von Mathias Deinert



Gefunden in Golm, Universität Potsdam, Haus 14.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert – Foto: Mathias Deinert (privat)

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de